„Der Courier"
ist die führende deutsche Zeitung Canadas.

Berichterstatter in allen größeren deutschen Ansiedlungen.

Der Courier

In unserer Druckerei sind nur Fachleute mit langjähriger Erfahrung angestellt. Wir können auch deshalb die besten Drucksachen zu niedrigsten Preisen liefern.
Man verlange Preisanschläge, Muster und Auskunft über Drucksachen von
Western Printers Association Ltd.
1885 Halifax Str. Regina, Sask.

Von tschechischer Weltgeltung

Von Franz de Paula Rost.

Seitdem die Sonne von St. Germain den mitteleuropäischen Belangen so hocherfreulichen Blinddarm „Tschecho-Slowakei" erschuf, ist dieser Staat aufs redlichste bemüht, sich Weltgeltung und Weltansehen zu verschaffen und glaubigen Ohren durch rührige Vertreter das erfreuliche Wissen über die gesegneten Zustände im Blinddarm zu verbreiten. So wurde kürzlich in Bangkok, der Hauptstadt Siams, ein tschecho-slowakisches Konsulat errichtet, wohl um die Beziehungen, die zwischen beiden Weltmächten vermutlich sehr rege sind, recht innig zu gestalten. So wurde kürzlich ferner in Florida (U.S.A.) eine internationale Presseorganisation gegründet und zum Ehren-Präsidenten der tschecho-slowakische Gesandte in Washington gewählt. Und so versuchte neulich auch der tschecho-slowakische Gesandte in Brasilien das Ansehen seines Staates zu stärken, indem er die Forderung aufstellte, daß die in Brasilien in deutscher Sprache geschriebenen Zeitungen unter eine alle tschecho-slowakischen Angelegenheiten betreffende Zensur gestellt würden. Leider zeigten die Brasilianer für Herrn Kybals freundliche Anregung nicht das wünschenswerte Verständnis und waren sogar so unhöflich, sein Ansinnen als ein Bubenstück auf die brasilianische Freiheit zu bezeichnen.

Um so betrüblicher erscheint es, daß selbst bei den französischen Bulenfreunden eine erschreckliche Unkenntnis über die wackeren tschechischen Waffenbrüder vorherrscht. So zählte die Pariser Zeitung „Le Quotidien" kürzlich die Tschecho-Slowakei unter den Balkanstaaten auf. So sandte eine Pariser Bildungs(!)-Zentrale vor einigen Wochen einen Brief nach Brünn „in Deutschland" und eine Bodenbacher Firma hütet wie ein Heiligtum einen Brief mit der Adresse Bodenbach für Elbe, Sachsen (Deutschland). Sollte hier ein allgemeiner, unausgesprochener Wunsch als Vater der Gedanken vorliegen? „Bei der Pariser Gewerbeausstellung verlegten die Besucher die Tschecho-Slowakei nach Südslawien, Polen, Ungarn, ja fragten sogar, ob sie etwa jenseits des Meeres vorhanden sei! „Ein normaler Westeuropäer", erklären die Tschechen selbst, „vermag das Wort „Tschecho-Slowakei" nur mit großer Anstrengung des Willens auszusprechen" und so findet man denn auch den Blinddarm in Paris mit „Stekoslavik, Stekovak, Steko, Cekoslovak" usw. bezeichnet. Angesichts dieser traurigen Tatsachen muß es um so erhebender wirken, daß es unter dem von den Tschechen von je verehrten Nachbarvolke verständige Männer gibt, die sich aufopfernd bemühen, die tschechischen Staats-, Orts-, Fluß- und Gebirgsbezeichnungen sprachgetreu zu verbreiten. Das deutsche Volk dankt es den Verlagen Ullstein und Duncker, die in ihren Atlanten die sudetendeutschen Ortsnamen durch tschechische ersetzen und sich auch sonst in anerkennendster Weise um die Weltgeltung der Tschechen bemühen.

Bei solchen Treubändern kann man die ablehnende Haltung der Tschechen gegen die deutsche Sprache und deutschen Vereine nur schwer verstehen: Die deutschen Gebirgsvereine hatten z. B. zweisprachige Wegtafeln in den deutschen (!) Grenzgebieten vorgeschlagen. Die Tschechen lehnten dieses ab. — In Znaim (Südmähren) wurde das Singen von Melodien deutscher politischer Lieder als staatsgefährlich verboten. — Ein Karlsbader Freidenkerverein mußte den geplanten Ostermorgenspaziergang für seine 25 Mitglieder erst polizeilich genehmigen lassen; Gebühr 8 Kronen. — Telegramme und Briefe mit deutscher Aufschrift werden tunlichst verzögert, z. B. wurden Poststücke mit der Bezeichnung „Oderfurt" als unbestellbar behandelt. — Teilnehmer an „Sokol"-Tagungen, auch einzeln fahrende, erhalten 50—60 Prozent Fahrpreisermäßigungen auf allen Zügen; zu deutschen Tagungen erhalten sie einzelne Reisende nicht. — Die alterprobte deutsche Mannschaft der Tschecho-Slowakischen Schiffahrtsgesellschaft wird durch Tschechen, die zum Teil sogar schiffahrtskundig sind, ersetzt. — Im deutschen Böhmerwalde gibt es Ortschaften, die nur zwei- oder dreimal in der Woche Post erhalten. Nicht selten laufen Eilbriefe dahin sechs Tage lang. Und das, weil Tausende deutscher Postbeamter „abgebaut" wurden und kein zuverlässiger Ersatz vorhanden ist. — Das Restgut Fürstenhof in der deutschen Stadt Troppau soll vom Prager Bodenamt an eine Privatperson verkauft werden, obwohl dem Gesetze nach Grundstücke im Weichbilde einer Stadt nicht an Privatpersonen verkauft werden dürfen, sondern den einzelnen Gemeinden für etwaige Erweiterungen vorbehalten bleiben müssen. Um die Pacht des Gutes hatte sich die Gemeinde Troppau beworben, war aber abgewiesen worden. — Die Sprachenverordnung, die das deutsche Wort zur Sprache zweiten Ranges machte, hatte auch die Notare und Notariatskammern als „Organe der Republik" bezeichnet und ihnen geboten, ausschließlich in der „Staatssprache", d. i. tschechisch, zu verkehren. Auf eine Beschwerde dagegen entschied das oberste Verwaltungsgericht indessen, daß „Notariatskammern keineswegs Organe des Staates, sondern öffentliche Körperschaften sind, die nicht verpflichtet sind, mit Behörden und Aemtern in der staatsoffiziellen Sprache zu verkehren". Gellert's Wort „Recht muß doch Recht bleiben" wird damit bestätigt und die Ungesetzlichkeit der Sprachenverordnung wenigstens zu einem Teile festgestellt.

Der von vielen als Philosoph angesehene Präsident der Tschechen, Masaryk, hat in seinem Buche „die Weltresolution" das Deutsche als „eine Weltsprache und deshalb als Kultur- und Bildungsmittel von Nutzen" bezeichnet. „Die deutsche Sprache", sagt er darin weiter, „ist für uns politisch wichtig, unsere Beamten müssen sie können, ja gut können, um auch in die Volksdialekte einzudringen." Masaryk beteuert dann, daß es sich „von selbst versteht, daß die Minderheiten das Recht haben, nationale Freiheit und eine angemessene Beteiligung an der Staatsverfassung zu fordern." Masaryk gilt als der Begründer und erste Kopf des tschecho-slowakischen Staates. Man fragt sich mit Recht, wie solche Grundsätze des Staatsschöpfers sich in der Praxis so ins Gegenteil umkehren konnten, wie ein so kleines, von innen und außen noch durchaus unbefestigtes Staatsgebilde mit der mitteleuropäischen Langmut so zu spielen wagt, und ob die tschechischen Politiker nicht eines Tages, das große Grauen im Herzen, weinend dasitzen werden wie weiland jener wohl Größere auf den Trümmern Karthago? — —?

Weil er in der Zeitung lesen wollte

Vor einiger Zeit wurde die englische öffentliche Meinung durch eine Reihe von Briefen aufgestöbert, die eine Entführung der Kinder reicher Eltern androhten. Diese Erpressungsbriefe waren meistenteils an verwitwete Mütter einzelner Kinder gerichtet und unterzeichnet: „Ein britischer Kommunist." Die öffentliche Meinung wurde am meisten durch die Briefe an die Marquise von Townshend beunruhigt, deren Sohn und Erbe, der zehnjährige Marquis von Townshend, entführt werden sollte, falls die Mutter nicht 5000 Pfund einer wohltätigen Gesellschaft sofort auszahlen würde. Der arme kleine Marquis wurde aus der Schule genommen, eine Reihe von Detektiven beobachtete jeden seiner Schritte, und man begann, dem kleinen Erben Unterricht im Boxen zu geben.

Andere Briefe an die bedeutenden Mitglieder des englischen Adels oder reiche Industrielle folgten mit derselben Drohung. Eines der letzten Opfer dieser Belästigung war ein Herr Rose, der kurz nach Empfang des Briefes angeläutet wurde, und schroff und bündig am Telephon erklärte, daß er nicht einen Pfennig zu zahlen gedenke. Nach vierzehn Tagen wurde Herr Rose von einem Detektiv der Scotland Yard angeläutet, der sich Fox nannte. Es wurde ihm mitgeteilt, daß der Sohn von Lord Churchton aus der Schule entführt wurde und man bot ihm an, seinen Sohn durch Polizeikräfte zu schützen. Auf diese Weise erfuhr der Telephonierende, in welche Schule der kleine Junge ging. Unmittelbar darauf wurde der Schullehrer angeläutet und es wurde ihm im Namen von Herrn Rose gesagt, daß der Vater infolge der Drohbriefe um den Knaben besorgt sei und gern den Jungen wenigstens für einige Tage aus der Schule herausnehmen möchte. Bei dem Versuch, sich des Knaben zu bemächtigen, wurde ein siebzehnjähriger Bursche namens Fisher verhaftet. Er leugnete, zuerst, die anderen Briefe geschrieben zu haben, bis man ihn seiner Mutter gegenüberstellte und dann meinte er, man könne doch nicht einer Mutter etwas vorlügen und erzählte die Geschichte seiner Tat. Er hatte durch diese Erpressungen keinen Pfennig für sich selbst verlangt. Alles, was er anstrebte, war, ein Aufsehen in den Zeitungsspalten zu verursachen. Als der erste Brief an den Marquis von Townshend abgeschickt wurde, las er mit Begeisterung den Widerhall in der Presse und schrieb dann selbst einen Brief an die „Daily Mail", dem man viel Beachtung einräumte. Er behauptet, daß er bei der beabsichtigten Entführung des kleinen Rose nichts weiter im Sinne hatte, als wieder einen Artikel über sich in den Zeitungen zu lesen, und nun stand er gebrochen und beschämt vor dem englischen Gericht als ein sehr wenig heldenhafter, moderner Herostrat . . .

Aus der Geschichte der Nordpolflüge

Ist doch der Grieche Pytheas der erste gewesen, der ums Jahr 325 v. Chr. nach der „ultima Thule" aufbrach, um nach dem nördlichsten Punkt unseres Erdballes zu gelangen. Freilich ihm ebensowenig wie den zahllosen anderen kühnen Forschern, die nach ihm kamen, ist es beschieden gewesen, dies Ziel zu erreichen. Die Schwierigkeiten, die sich auftürmten, waren so riesengroß, daß sie die menschlichen Kräfte überstiegen, und es bedurfte erst der Eroberung der Luft durch den Menschen, bevor das Ziel der Erreichung des Nordpols in greifbare Nähe gerückt wurde. Als die Flugkunst in den letzten Jahrzehnten immer größere Fortschritte machte, erklärten weitausschauende Geographen, daß dadurch die geographische Eroberung des Erdballs außerordentlich gefördert werden müßte, und seit wir fliegen können, ist ja auch schon unendlich viel in dieser Hinsicht geschehen. Das Flugzeug und das Luftschiff haben nicht nur den Vorzug der großen Schnelligkeit, sondern noch bedeutsamer ist es, daß sie alle die Hindernisse mühelos überwinden, die von dem auf der Erde vorwärtsdringenden Forscher die ungeheuerlichsten Anstrengungen verlangen. Der Flieger kann von seiner Höhe aus weite Gebiete des darunterliegenden Landes übersehen; er kann einen Gesamteindruck von den Formationen gewinnen, und die Luftphotographie erleichtert ihm die kartographische Aufnahme der überflogenen Strecken außerordentlich. Ja, schwieriger nun ein Gebiet mit den gewöhnlichen Mitteln zu durchmessen ist, um so wichtiger ist die Verwendung der Flugkunst. Daher war es ein naheliegender Gedanke, daß die Polarforschung ihre Aufmerksamkeit auf den Luftweg richtete, um auf ihm die Eroberung des Pols durchzusetzen. Sind doch die Polarreisen stets die am längsten dauernden und die anstrengendsten gewesen. Man hat mit derartigen Versuchen nicht gewartet, bis sich im lenkbaren Luftschiff und im Flugzeug wirklich brauchbare Apparate darboten, sondern der ungeduldige Eifer der Menschen hat schon früher mit unzulänglichen Mitteln derartige Versuche unternommen. Der bekannteste unter diesen Vorläufern des Polarfluges war der schwedische Professor Andre, der vor drei Jahrzehnten die Welt durch den Plan in Aufregung versetzte, mit einem Freiballon von Spitzbergen aus nach Alaska zu gelangen und dabei den Nordpol zu überfliegen. Die schwedische Regierung interessierte sich für dieses Unternehmen; andere Länder sagten ihre Unterstützung zu, und so traf dieser fanatische Apostel der Polerovberung seine Vorbereitungen. Andre war ein Gelehrter, der die theoretischen Grundlagen der Polarforschung beherrschte, aber er war kein Praktiker, kein Ingenieur, und sein Plan war so phantastisch, daß selbst einsichtigen Männern schon damals zum Scheitern verurteilt wurde. Die Reise, die Andre im Freiballon durchführen wollte, erstreckte sich auf mehr als 3000 Kilometer, während noch niemand vorher damit mehr als 300 Kilometer zurückgelegt hatte. Als er daher 1897 den Auftrag von der Nordwestecke Spitzbergens unternahm, wurde von ihm und seinen beiden Begleitern nichts mehr gehört, und die verschiedenen ausgesandten Rettungsexpeditionen konnten nur dürftige Spuren der Verschollenen entdecken.

Seitdem ist der Plan, den Nordpol durch den Flug zu erreichen, nicht mehr zur Ruhe gekommen. Der nächste Versuch des Amerikaners Wellman, der einen Lenkballon von sehr mangelhafter Konstruktion benutzte, wurde mit mehr Reklame als Sachkenntnis unternommen. Aber seine Amtalten, die von 1906—1909 die Welt in Atem erhielten, haben doch viel dazu beigetragen, diesen Gedanken der Menschheit nahe zu bringen. Es war Wellmans Glück, daß er bei seinen Auffliegen stets Mißgeschick hatte, sonst wäre er sicherlich dem Schicksal Andres nicht entgangen. Unterdessen gestatteten die Fortschritte der Flugtechnik, den Plan auf wissenschaftlicher Grundlage zu erörtern. Die bedeutendsten Arbeiten in dieser Hinsicht sind von dem Grafen Zeppelin in gemeinsamer Arbeit mit dem Meteorologen Hergesell geleistet worden. Die beiden unternahmen 1910 eine Studienreise nach Spitzbergen, um die Wittekungsverhältnisse zu erforschen, und wenn auch die Ausführung ihrer Absichten durch den Krieg verhindert wurde, so haben doch die eingehenden Denkschriften, die von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde ausgearbeitet wurden, erst die Grundlage geschaffen, auf der nach dem Kriege weitere Nordpolflug-Versuche unternommen werden konnten. In den letzten Jahren war hauptsächlich Amundsen der Träger dieses Gedankens, und sein Name wird in der Geschichte des Nordpolfluges stets an erster Stelle genannt werden, wenn es auch nun freilich einem anderen gelungen ist, als erster dies so lange umkämpfte und ersehnte Ziel zu erreichen.

Verfall christlicher Baudenkmäler in Rußland.

Die Hintansetzung des christlichen Glaubens und als Folge davon die Behinderung der Kirche in ihrer Bewegungsfreiheit haben im Sowjetgebiet zum Verfall der Gotteshäuser geführt. Vor kurzem wurde eine Kommission eingeführt, die den Auftrag hatte, den Zustand der Jlaja kiefski-Kathedrale in Moskau zu untersuchen. In dem jetzt veröffentlichten Bericht der Kommission wird zugegeben, daß sich das Bauwerk in jammerlichem Zustand befindet. Die Fenster sind seit Jahren nicht gereinigt, die Mauern schlagen feucht aus, die Marmorsäulen haben teilweise keine Verbindung mehr mit den Mauern, und an vielen Stellen ist der Marmor abgebröckelt. Das weltberühmte Mosaik hat ernstliche Beschädigungen durch Wasser erlitten, das jahrelang durch das altersschwache Dach herabgeströmt ist. Alles in allem zeigt die einst so berühmte Kirche gegenwärtig ein traurigeswild des Verfalls, und die völlige Wiederherstellung dürfte viel Zeit und Geld in Anspruch nehmen. — vorausgesetzt, daß die Bolschewisten sich dazu aufschwingen. gk.

— Kamele müssen erst alles beschnüffeln, um sich heimisch zu fühlen.

Das Pfeifchen des Dichters

Die Tabakspfeife gilt heute als ein wenig romantischer Gegenstand, und doch haben viele Dichter aus ihr die besten Anregungen für ihre Träume und Phantasien gezogen. Bei uns hat allerdings die Pfeifenpoesie nur um 17. und 18. Jahrhundert geblüht, um später sind es nur verhältnismäßig wenige Poeten, die wir uns mit der langen Pfeife am liebsten vorstellen, z. B. Friedrich Rückert und Wilhelm Raabe. Aber in England, wo ja das Pfeifenrauchen stets weiter verbreitet war, hat diese göttliche Trösterin der Leiden, wie sie ein Dichter nannte, in der Literatur eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Ein britischer Literarhistoriker, Alfred Partington hat darüber eingehende Forschungen angestellt, und er führt von Spencer und Ben Jonson bis zu Kipling und Barrie eine lange Reihe von Poeten an, die das Pfeifenrauchen verherrlichten und sich selbst ihr Pfeifchen gut schmecken ließen. Ein leidenschaftlicher Pfeifenraucher war auch der Romandichter Charles Kingsley. Als er Rektor von Eversle war, hatte er in der ganzen Gemeinde an verschiedenen versteckten Stellen Pfeifen untergebracht, und wenn er spazieren ging, holte er plötzlich aus einem alten Baumstamm eine Pfeife hervor, um sie zu stopfen und sich in blaue Wolken zu hüllen. In seinem Roman „Westward Ho!" nennt er den Tabak „des Elsamen besten Gefährten, den Freund des Junggesellen, des Hungrigen Nahrung, des Traurigen Herzerquickung, eines wackeren Mannes Schild und Eines friedenden Mannes Feuer." Tennyson, der große Dichter, konnte nicht ohne seine Pfeife leben und verlieh Florenz sofort, weil er dort seinen Lieblingstabak nicht bekam. Jerome K. Jerome hat einst seine erfolgreichsten Bücher seiner „ältesten und besten Pfeife" gewidmet.

Die amerikanische Invasion

Die ersten Vorposten der großen Armee reicher Amerikaner, die in diesem Jahre Europa besuchen wollen, sind bereits eingetroffen. Die Vorbestellungen bei den großen Schiffsgesellschaften weisen auf eine Erhöhung von 25 Prozent der Passagierzahl des vorigen Jahres. In den letzten vier Monaten hat die Cunard Linie 18 000 Passagiere befördert gegen 16 000 im vorigen Jahr und dies ist nur ein Auftakt für die kommenden Monate, denn die englische Saison hat gerade begonnen und bei den reichen Amerikanern gibt es keinen sehnlicheren Wunsch, als mit größter Mühe eine Einladung zu Hofe oder wenigstens zu einer bevorzugten Gesellschaften zu erlangen.

Weil sie abmagern wollte.

Ein junges, [illegible] Mädchen aus gutem Hause wurde in Liverpool verhaftet, als sie gerade eine Schachtel Schokolade aus einem Geschäft entwenden wollte. Das Mädchen hatte sich gerade einer Abmagerungskur unterzogen, bei der man ihr strengstens den Genuß von Schokolade und Pralines verbot. Die Folge jener strengen Diät war, daß sie von einer unüberwindlichen Gier nach Bonbons erfaßt wurde und nicht davor zurückschreckte, sie sich selbst durch einen Diebstahl anzueignen. Angesichts dieser neuen Leidenschaft der Entdeckung, die die Eitelkeit den Frauen auferlegt, hielt der Richter die Erklärung der Beklagten für durchaus plausibel und entließ sie mit einem Freispruch.

Die rechtliche Stellung der Frau in Rußland

Von Johannes v. Haustein-Berlin.

Die russische Sowjet-Gesetzgebung stellt die Frau in rechtlicher Beziehung dem Manne völlig gleich und erschließt ihr damit den Zutritt zu allen staatlichen Aemtern. Wenige Jahre haben genügt, der weiblichen Betätigung auf den verschiedenartigsten Gebieten eine außerordentliche Ausdehnung zu verschaffen. In Städten finden wir die Frau als Verwaltungs- und politische Beamtin, als Studentin und Hochschullehrerin, als Mitarbeiterin in den Volkskommissariaten und sogar als Instruktorin in der Armee. Auf dem Lande betätigt sie sich als Mitglied der Dorfsowjets, als Organisatorin von Mutter- und Säuglingsschutzstellen und als amtlich eingesetzte Beraterin der Bauerinnen in allen Fragen des praktischen Lebens.

Der Landbewohner kann sich erklärlicher Weise nur schwer daran gewöhnen, die Frau als gleichberechtigt anzusehen. Ihm galt sie im allgemeinen nur als rechtsloses Arbeitstier; zumal bei den unter dem Einfluß der mohammedanischen Religion stehenden Ostvölkern war diese Anschauung durchweg verbreitet. Auch bei den Gebirgsvölkern im Kaukasus überließ man der Frau zwar die ganze Last der Arbeit für den Lebensunterhalt auf, mißachtete sie aber trotzdem derart, daß man sie nicht mit ihrem Namen zu nennen; sondern mit einem „Hallo" anzufahren pflegte. Nach der Volksmeinung war sie nur ein Sündengefäß, das den Mann verführte und vom richtigen Wege ablenkte.

Wie bedeutend sich auch in diesen allen Reformen schwer zugänglichen Gegenden die Stellung der Frau gehoben hat, geht aus der Tatsache hervor, daß auch hier bereits in allen Zweigen der Verwaltung Frauen tätig sind und viele sogar die Hochschulen in Moskau und anderen Städten besuchen.

Wie stellt sich nun der Gesetzgeber zu dem Problem der Ehe? Die vielen verschiedenartigen Angaben, die man über dieses Thema und speziell über die sogenannte freie Ehe liest, lassen das Wesentliche meist außer acht. Daß zur Zeit geltende Eherecht ist durch den Kodex von 1918 geschaffen worden, der die Ehe auch die durch kirchliche Trauung sanktionierte, nur anerkennt, wenn ihre Registrierung, d. h. ihre standesamtliche Eintragung erfolgt ist. Es ist aber ein neuer Gesetzentwurf, der demnächst bestimmt zur Annahme gelangen wird, in Vorbereitung, wo nach auch einige rechtliche Folgen des freien Zusammenlebens, sofern durch dieses eine Familie hätte begründet werden können, anerkannt werden sollen. Der Entwurf zieht juristische Konsequenzen aus der Tatsache des Bestehens eines Zusammenlebens, indem er die Gemeinsamkeit des während dieser Zeit erworbenen Besitzes und die gegenseitige Unterhaltungspflicht bestimmt. Seine Entstehung ist auf die Beschwerden zahlreicher Frauen zurückzuführen, die in freier Ehe lebten und dann, nach Aufhebung der Gemeinschaft seitens des Mannes, arbeitsunfähig und mittellos dastanden — eine häufige Erscheinung bei dem seit der Revolution eingetretenen Verfall der Moralbegriffe.

Von einer Aufhebung der Registrierung nimmt die Sowjet-Regierung Abstand, denn sie befürchtet, dadurch einen größeren Teil der Bevölkerung in die Arme der Kirche zu treiben, wie sie selbst erklärt, und die Wiederherstellung der religiösen Formel der Ehe zu begünstigen.

Die Gerichte werden durch das neue Gesetz vor eine schwere Aufgabe gestellt werden, da in vielen Fällen die Feststellung, ob tatsächlich eine eheliche Gemeinschaft im Sinne des Gesetzes bestanden hat, auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen dürfte. Die Regierung verspricht sich aber wegen der künftighin damit verbundenen materiellen Opfer eine wesentliche Verminderung der Fälle, in denen lediglich Beweggründe leichtfertiger Natur zur Eingehung einer freien Gemeinschaft führen.

Da die Frau infolge ihrer Berufstätigkeit häufig ihren Pflichten als Mutter nicht genügen kann, hat man sein Augenmerk ganz besonders auf die Vervollkommnung des Mutterschutzes und der Säuglingsfürsorge gerichtet und zahlreiche Stillkrippen, Kinderhorte, Sommerheime usw. gegründet, durch die der Mutter die Sorge für ihr Kind abgenommen werden soll.

In einem Lande, das 140 Millionen Einwohner zählt, die nach der amtlichen Statistik 60 verschiedenen Nationalitäten angehören (75 Millionen den Großrussen, 25 Millionen den Ukrainern und 40 Millionen den anderen Volksstämmen), finden Reformen natürlicherweise nur schwer allgemeine Verbreitung, zumal manische Volkskreise, durch die innerpolitischen Vorgänge der letzten Jahre mißtrauisch geworden, allen Neuerungen gegenüber eine starke Abneigung zur Schau tragen. Immerhin muß man zugeben, daß die Stellung der Frau in Rußland in den Städten an Bedeutung und Einfluß außerordentlich gewonnen hat, und daß im allgemeinen auch auf dem Lande bereits eine wesentliche Verbesserung ihrer Lebensbedingungen erzielt worden ist.

Explosivstoff und Landwirtschaft

Die Wittel kriegerischer Zerstörungswut zu gebrauchen im Dienste der Landwirtschaft, die bei den Dichtern das sprechende Bild friedlicher Betätigung bildet, wäre das nicht eine Idee, bei der jedem Pazifisten das Herz im Leibe lachen müßte? Man konnte dabei auch an die Schilderung des alttestamentlichen Propheten denken, wo die Schwerter zu Pflugscharen und die Lanzen zu Sicheln umgearbeitet werden. Wenn man nun von Verwendung der Explosivstoffe in der Landwirtschaft hört, so denkt man dabei zunächst wohl an ihre Verwendung als Düngemittel, da bekanntlich bei den meisten Explosivstoffen die Stickstoffverbindungen die Hauptrolle spielen. Nur dürften bei den meisten die Herstellungskosten in keinem Verhältnis zu den zu erwartenden Vorteilen stehen, wenn sie nur als Düngemittel Verwendung fänden.

Etwas anderes ist es aber, wenn sie zu Sprengungen gebraucht werden, um steigendes Gelände für den Anbau geeignet zu machen. Auf diese Weise gelingt es, harten Boden bis zur Tiefe von 1 und 1½ Meter zu lockern. In Deutschland und Amerika und anderswo hat man bereits seit einem Jahrhundert auf diese Weise aufzuchtbares Land anbaufähig gemacht, bezw. die Erträge bedeutend erhöht. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß die großen Mengen von Explosivstoffen, die wir auf Grund des Versailler Friedensvertrages zerstören mußten, zu solchen landwirtschaftlichen Zwecken nutzbringend verwendet worden wären.

Dieselbe Klage wird in Italien erhoben, weil auch dort nach dem Kriege auf Wunsch der Bevölkerung die in der Nähe der Ortschaft gelegenen Munitionsdepots wegen der Gefahr der Explosion systematisch durch Zerstörung der Stoffe entleert würden. 800 000 Hektar warten in Italien noch auf Urbarmachung. Dabei besteht bereits seit 1902 eine Bestimmung des Kriegsministeriums über Abgabe von Explosivstoffen an die Landwirtschaft, von der aber kaum in nennenswerter Masse Gebrauch gemacht worden ist. In Apulien und auf Sizilien, wo bisher Versuche in größerem Maßstabe gemacht worden sind, hat man die besten Erfolge erzielt. Für einen Hektar sind 2500 Kilogramm erforderlich.

Kürzlich hat nun in Gegenwart Mussolinis ein römischer Graf im Agro Romano ähnliche Sprengungen vornehmen lassen. Der Boden um Rom, abgesehen von den Ufern des Tiber, ist bekanntlich vulkanischen Ursprungs und daher verhältnismäßig sehr hart, wenn er nicht direkter Fels ist. Die vulkanische Erde ist nur von einer dünnen Humusschicht bedeckt, auf der, wenn die Schafherden in den Wintermonaten für Dünger gesorgt haben, ein üppiger Graswuchs gedeiht, aber nur mittelmäßige oder spärliche Getreideernten erzielt werden. Das gilt übrigens für den ganzen Trakt der Westküste der Halbinsel von Neapel bis etwa Pisa, wo die tiefer gelegenen Flächen am Meere sumpfigen Charakter haben (die pontinischen Sümpfe südlich von Rom, die Maremmen in Toskana). Im sumpfigen Gelände kämen Sprengungen zur Herstellung von Abzugskanälen in Frage. Würde es gelingen, diese Striche anbaufähig zu machen bzw. die Erträge zu erhöhen, so könnte Italien einen guten Teil seiner Auswanderer im Lande beschäftigen und wäre nicht mehr in dem Maße wie bisher auf die Einfuhr von Brotgetreide angewiesen.

Glück im Unglück.

Ein neunjähriger Knabe aus Völz (Tirol) begab sich mit einigen seiner Schulkameraden, um Maiglöckchen zu suchen, in die Kranebitter-Klamm. Ueber dem sogenannten „Hundskirchl" angelangt, glitt der Neunjährige plötzlich aus, stürzte etwa sieben Meter ab, rutschte noch über eine steile, geröllige Halde und blieb — zu seinem Glücke — auf einem Felsvorsprunge vor gähnender Tiefe liegen. Eine Bergsteigerriege, die den Absturz des Jungen beobachtet hatte, nahm sich des Verletzten an und brachte ihn zu Tal.